

Luca Bertolino (Universität Turin)

Einleitung

Es sei mir gestattet, einige einleitende Worte zu sagen. Häufig laufen solche Worte Gefahr, rhetorisch zu klingen, vor allem in Zusammenhängen oder bei Anlässen wie dem heutigen, bei denen die Teilnehmer dank ihrer spezifischen Fachkompetenz, ihrer vereinbarten Bereitschaft zur gemeinsamen Forschung und der bereits begonnenen Zusammenarbeit schon selbst tief in die Sache eingestiegen sind. Ich möchte jedoch einige Betrachtungen anbringen, die mir sehr am Herzen liegen. Ich werde dies mit den Worten tun, die mir zu Gebote stehen, und bin Ihnen dankbar, wenn Sie sie in dem Sinn auffassen, den sie einfach und möglichst kurz auszudrücken beabsichtigen.

1. Villa Vigoni

Für einige von uns – vielleicht für die Mehrzahl – handelt es sich um die erste Gelegenheit zu einem Aufenthalt im Deutsch-Italienischen Zentrum für europäische Exzellenz, Villa Vigoni. Ich denke, dass wir unschwer einen wenngleich flüchtigen Eindruck davon gewinnen konnten, dass es sich – ich zitiere – um einen „erstaunlichen“, „bezaubernden“ Ort, eine „Oase des Friedens“ handelt, wie ich den Äußerungen derer entnehmen konnte, die bereits Gelegenheit hatten, mit dem Zentrum zusammenzuarbeiten. Staunen und Ataraxie – zwei paradigmatische philosophische Haltungen. Auch dies trägt dazu bei, aus Villa Vigoni ein Exzellenzzentrum zu machen. Was ich damit sagen möchte, ist, dass der Raum und die Zeit, die das Zentrum uns für die gemeinsame Arbeit an den kommenden Tagen bietet, uns die Wiederentdeckung von Formen des Forschens ermöglichen – wenigstens gilt das für mich –, die innerhalb der universitären Einrichtungen immer weniger praktikierbar sind. Denn diese Einrichtungen verwandeln sich zunehmend in Bürokratieapparate und stellen sich immer mehr als Dispositive der Macht im Sinne Foucaults dar, die den Leistungslogiken des Marktes entsprechen.

Villa Vigoni ist jedoch nicht nur dank des idealen Arbeitsrahmens, den sie bietet, ein Zentrum für Exzellenz, sondern vor allem aufgrund der Ideen, die das Zentrum tragen und die den Austausch und die Entstehung weiterer Ideen befördern. Damit möchte ich zwei Aspekte herausstellen. In erster Linie hat Villa Vigoni die Notwendigkeit und die Bedeutung begriffen, sich in dem Netz der postmodernen Kultur als ein Knoten zu konstituieren, der seine Stabilität aus der Fähigkeit bezieht, ein Ort des ständigen Austauschs zwischen Deutschland und Italien innerhalb des gemeinsamen europäischen Hauses zu sein. In zweiter Linie

scheint mir diese besondere Fähigkeit der Kulturförderung ein Weg zu sein, der typische moderne Formen der Auseinandersetzung aufgreift und auf kluge Art erneuert. Ich denke beispielsweise an die Briefwechsel, mit Einwänden und Erwiderungen, die Descartes' *Meditationes de prima philosophia* (1641) bereichert haben, oder, in jüngerer Zeit und um an einem See zu bleiben (nicht dem Comer See, sondern dem Lago Maggiore), an die frühen „Eranos Tagungen“ in Ascona.

Deshalb bin ich der Generalsekretärin der Villa Vigoni, Frau Dr. Christiane Liermann Traniello, und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Herzen dankbar für diese uns gebotene Gelegenheit, mit der der Wert der vorgeschlagenen Forschung anerkannt und uns die Möglichkeit gegeben wird, sie auf bestmögliche Weise durchzuführen.

2. Organisatoren

„Ἀπόδοτε οὖν τὰ Καίσαρος Καίσαρι“; „gebt dem Kaiser, was des Kaisers [...] ist“. Meine Dankbarkeit gegenüber Villa Vigoni erstreckt sich erst recht auf die Kollegin Frau Prof. Dr. Martina Sitt. Das Verdienst, ein für die interdisziplinäre Auseinandersetzung geeignetes Thema ermittelt zu haben, einen Projektvorschlag ausgearbeitet und mit großem Pragmatismus eine Arbeitsmodalität ausfindig gemacht zu haben, die sich hoffentlich als fruchtbar erweist, gebührt vor allem, wenn nicht allein ihr. Ich habe in diesen Monaten ihre Leidenschaft, Entschlossenheit, Kompetenz und ihren Sinn fürs Praktische kennen und schätzen gelernt. Doch wenn ich das volle Verdienst für die Initiative ihr zuerkenne, möchte ich mich damit sicher nicht als Mitorganisator aus der Verantwortung ziehen: Ihr also die Ehre und ein Teil der organisatorischen Lasten; kritische Anmerkungen oder Vorschläge zur Verbesserung der Arbeitsmethode *in itinere* dagegen – sofern es sie geben sollte – an die Adresse beider. Gestatten Sie mir ferner, insbesondere der italienischen Kollegin und den italienischen Kollegen zu danken, die meiner Einladung sofort nachgekommen sind.

3. *Close reading*

Im akademischen Bereich in Italien wird das *close reading* nicht oft als Verfahren angewandt. Wird es zu Lehrzwecken benutzt, gerät es oft zu einer verhüllten Form des Frontalunterrichts. Ich bin überzeugt, dass das, was eine Schwierigkeit darstellen könnte, stattdessen eine Möglichkeit ist, um nicht nur inhaltlich, sondern auch auf methodischer Ebene Vieles zu lernen.

Doch für die italienischen Teilnehmer ist es nicht nur auf methodologischer Ebene ein Auswärtsspiel – um mit gewollter Leichtigkeit eine Sportmetapher heranzuziehen. Ich bezie-

he mich auch auf die sprachliche Seite, bei der unvermeidlich das Deutsche den Sieg davonträgt: die Sprache, in der Rosenzweig schreibt, und die Sprache unseres Gesprächs. Im Unterschied zum Englischen gibt es zum Glück noch kein „Flughafen-Deutsch“. Als Mitglied der italienischen Mannschaft möchte ich mich jedoch sozusagen vorbeugend für eventuelle unbewusste Fouls gegen die Sprache von Goethe, Schiller, Lessing, Herder usw. entschuldigen – eine Anspielung aufs Abendprogramm.

Ich vertraue auf das Verständnis der deutschsprachigen Kolleginnen und Kollegen. Vor allem aber wünsche ich uns allen, dass wir an diesen Arbeitstagen das von Rosenzweig theoretisierte Sprachdenken verwirklichen können. Lassen Sie mich die bekannte Stelle aus *Das neue Denken* (1925) und die eindrücklichen Worte unseres Autors anführen:

An die Stelle der Methode des Denkens [...] tritt die *Methode des Sprechens*. Das Denken ist zeitlos, will es sein; es will mit einem Schlag tausend Verbindungen schlagen; das Letzte, das Ziel ist ihm das Erste. *Sprechen ist zeitgebunden, zeitgenährt*; es kann und will diesen seinen Nährboden nicht verlassen; es weiß nicht im voraus, wo es herauskommen wird; es läßt sich seine Stichworte vom andern geben. *Es lebt überhaupt vom Leben des anderen* [...]; während Denken immer einsam ist, mag es auch gemeinsam zwischen mehreren „Symphilosophierenden“ geschehen: auch dann macht der andre mir nur die Einwände, die ich mir eigentlich selbst machen müßte [...]. Im wirklichen Gespräch geschieht eben etwas; ich weiß nicht vorher, was mir der andre sagen wird, weil ich nämlich auch noch nicht einmal weiß, was ich selber sagen werde; ja vielleicht noch nicht einmal, daß ich überhaupt etwas sagen werde; es konnte ja sein, daß der andre anfängt, ja es wird sogar im echten Gespräch meist so sein [...]. Der Denker weiß ja eben seine Gedanken im Voraus; daß er sie „ausspricht“, ist nur eine Konzession an die Mangelhaftigkeit unsrer, wie er es nennt, Verständigungsmittel; die nicht darin besteht, daß wir Sprache, sondern darin, daß wir Zeit brauchen. Zeit brauchen heißt: nichts vorwegnehmen können, alles abwarten müssen, mit dem Eigenen vom andern abhängig sein. Das alles ist dem denkenden Denker völlig undenkbar, während es dem Sprachdenker einzig entspricht. Sprachdenker – denn natürlich ist auch das neue, das sprechende Denken ein Denken, so gut wie das alte, das denkende Denken nicht ohne inneres Sprechen geschah; der Unterschied zwischen altem und neuem [...] liegt nicht in laut und leise, sondern im Bedürfen des Andern und, was dasselbe ist, im Ernstnehmen der Zeit: denken heißt hier für niemanden denken und zu niemandem sprechen [...], sprechen aber heißt zu jemandem sprechen und für jemanden denken; und dieser Jemand ist immer ein ganz bestimmter Jemand und hat nicht bloß Ohren wie die Allgemeinheit, sondern auch einen Mund.

(Franz Rosenzweig, *Gesammelte Schriften*, Bd. III, S. 151 f.; Hervorhebungen L.B.)

4. Rosenzweigs *Notizen zum Barock*

Eine letzte kurze Bemerkung betrifft den Text, der Gegenstand unseres *close reading* ist, und zwar gewolltermaßen nicht seinen Inhalt. Es erschien mir anmaßend und unelegant, in der Einleitung zu einer kollektiven Arbeit persönliche Interpretationsthesen vorwegzunehmen, als wollte ich gleichsam ein Autoritätssiegel aufdrücken. Ich werde stattdessen eine Frage aufwerfen, denn ich bin überzeugt, dass die Philosophie, die sich von Anfang an als eine vom „Staunen“ geleitete theoretische Tätigkeit erkannt hat, (τὸ θαυμάζειν: vgl. Plato, *Theaetetus*, 155 d; Aristoteles, *Metaphysica*, A 2, 982 b 12-13), beim Aufwerfen von Fragen nicht erst-rangig daran interessiert ist, sie in einer Antwort oder Lösung abzuschließen. Sie will die

Fragen vielmehr für immer neue Positionen offen halten, das heißt es ist ihr um die theoretische Fruchtbarkeit der Probleme zu tun. Daher geht es darum, das Problem zu bewohnen – eine grundlegende philosophische Übung, die ich im Hinblick auf die *Notizen zum Barock* (1908/09) von Rosenzweig mit folgender Frage einleiten möchte: Worin besteht die Fruchtbarkeit des zu untersuchenden Textes?

So wird der Text selbst im Wesentlichen zum Problem, das uns alle aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Interessen befragt. Hier unter Fachleuten mit vielfältigen Kompetenzen zusammenzukommen, bietet die Möglichkeit zu einer Analyse, die nicht nur die frühen Aufzeichnungen Rosenzweigs erhellen und uns wahrscheinlich erlauben wird, die Einzelheiten der verschiedenen Textstellen zu erfassen, sondern die auch die Verbindung zu seiner späteren philosophischen Produktion ermöglichen wird. Fragen stellend? Ja, sicher: Fragen stellend! Gewiss versprechen wir uns von der Begegnung auch, Antworten zu finden, beispielsweise was die Einordnung des Textes unter kunstgeschichtlichem und kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt angeht, oder inwiefern die systematische Sicht in den späteren Werken des Autors – in *Hegel und der Staat* (1920) und *Der Stern der Erlösung* (1921) – erkennbar ist, oder ob Spuren eines Zeitgeistes des beginnenden 20. Jahrhunderts zu finden sind, der mit unterschiedlichem Ausgang zum *Ursprung des deutschen Trauerspiels* (1928) von Benjamin führt. Vor allem aber hoffe ich, dass es uns gelingen wird, neue Fragen zu erschließen und neue Forschungswege aufzuzeigen, die in einer interdisziplinären Zusammenarbeit auf der Grundlage des an den kommenden Tagen erfahrenen Sprachdenkens beschränkt werden können.

Ich wünsche allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern gute Arbeit!